

Bestellungen

auf das

„Niesauer Tageblatt“

Kunstblatt der Agl. Amtshauptmannschaft Großenhain, der Agl. und städtischen Behörden zu Nieſa sowie des Gemeinderates zu Gerſba mit Unterhaltungsbeilage „Erzähler an der Elbe“ auf die Monate

August—September

werden noch angenommen an den Postämtern, von den Briefträgern, von den Austrägern d. Bl., sowie von der Geschäftsstelle in Nieſa, Goetheſtraße 59; in Streſa von Herrn Ernst Thieme, Schloſſer, Nieſauer Straße 256.

Anzeigen

Jeder Art finden im Niesauer Tageblatt in der Stadt ſowohl wie auch in den Landbezirken, in allen Kreiſen der Bevölkerung vorteilhafteste Verbreitung.

Nieſa,
Goetheſtr. 59.

Die Geschäftsstelle.

Ueber die Lage in Nordſchleſwig

Schreibt die offizielle „Nordd. Allg. Ztg.“: „In Schleſwig-Holſtein ſcheint allmählich wieder eine ruhigere Auffaſſung der Verhältnisse Platz zu greifen. Man erkennt in Blättern verſchiedener Richtung an, daß ein Vergleich der dänischen und polnischen Frage durchaus abzulehnen iſt. Die Dänenfrage iſt von verhältnismäßig ſo untergeordneter Bedeutung, daß ſie die großen Linien der deutſchen Politik nicht verwirren kann. Zu beiden Seiten einer Grenze wird man im engeren Bezirke immer beide Sprachen ſprechen; wer nur eine beherrscht, iſt wirtschaftlich benachteiligt. Bei den Polen handelt es ſich aber nicht bloß um einen Grenzverkehr, nicht um einige Tausend andersprechender Einwohner, ſondern um eine Bevölkerungsmasse, die größer als die von ganz Dänemark iſt, die, allein ſchon durch ihre kräftige Vermehrung, eine ſtarke Expansionskraft aufweiſt und nicht bloß in den öſtlichen Provinzen die deutſche Bevölkerung zurückdrängen ſucht, ſondern in Rheinland und Weſfalen große Enklaven bildet, überall mit dem Bestreben, ſich gegen die Deutſchen abzuschließen. Selbſt in Berlin wollen ſie nicht mehr den Gottesdienſt mit den deutſchen Katholiken gemeinſam üben, ſondern erſtreben eigene Kirchzirkel. Den Polen gegenüber hat die Staatsregierung wirklich allen Anlaß, darüber zu wachen, daß dieſe vielfach unruhigen Elemente nicht einen Staat im Staate bilden. Vergleichliche Sorgen liegen in der Nordmark nicht vor. Wir begreifen es ja, daß die Schleſwig-Holſteiner den Tag von Olmitz nicht vergeſſen können; wir halten es aber denn doch für eine arge Uebertreibung, wenn die Rede des Oberpräſidenten von Bälou-Wolff in Haberkleber Blättern wie den Iphigener Nachrichten den Anlaß hergibt, „die Sturmglöckchen an der Rönigsau“ in mehreren Nummern in Bewegung zu ſetzen. Die Be-

ſorgnis vor der Wiederkehr ähnlicher demütigender Vorſchläge iſt im kraftvollen neuen Deutſchen Reich wie in Preußen völlig ausgeſchloſſen. Wenn jetzt — nach Meldungen Schleſwiger Blätter — deutſche Paſtoren in den Grenzdiſtrikten eine Eingabe an den Oberpräſidenten gerichtet haben ſollten, worin die Einführung von zwei fakultativen dänischen Sprachstunden in denjenigen Schulen Nordſchleſwigs erbeten wird, in denen dänischer Religionsunterricht erteilt wird, ſo darf man dabei doch nicht überſehen, daß dieſes nicht etwa eine neue Regelung dänischer Beſtimmung oder Einſetzung iſt, ſondern daß die gleichen Wünſche ſchon vor beinahe zwanzig Jahren verlaunt wurden. Dieſe zwei Jahrzehnte haben die Zahl der deutſchen Prediger, welche hinter dieſer Eingabe ſtehen, erheblich vermindert. Nordſchleſwig iſt deutſch und wird deutſch bleiben, auch wenn neue Filialen des dänischen Sprachvereins gegründet werden ſollten. Die Politik der Ruhe, Gerechtigkeits und Friedfertigkeit, welche aus der Rede des Oberpräſidenten v. Bälou hervorgeht, wird ganz gewiß nicht auf Koſten der deutſchen Bewohner weiter geführt. Dieſes Gefühl der nationalen Sicherheit ſpricht auch aus der ruhigen Beurteilung der Sachlage, die der Führer der deutſchen Nordſchleſwiger Dr. Gahn von vornherein gehabt hat. Ueber die Landesgrenze iſt kein Streit, ſie iſt von Dänemark im Januarvertrag von neuem anerkannt. „Darum kämpfen wir“, ſo ſchreibt die „Niesauer Zeitung“ ſehr einſichtsvoll, „in Nordſchleſwig nicht mehr um den Beſitz, ſondern es handelt ſich dort ausschließlich um die Regelung innerer Verhältnisse. Die nordſchleſwiger Frage iſt nichts anderes, als eine Frage der Staatsſouveränität, wie die unlösbar mit Preußen und Deutſchland verbundene Bevölkerung Nordſchleſwigs am richtigſten zu behandeln iſt, um mit den tatſächlich und rechtlich beſtehenden Verhältniſſen allmählich ausgehört zu werden.“ Die Regierung wird mit Beharrlichkeit und Feſtigkeit ihr Ziel verfolgen, die nordſchleſwiger Bevölkerung zu guten Staatsbürgern zu machen; ſie wird ebenſo nachdrücklich etwaige Uebergriffe dänischer Gefinnung zurückweiſen. Bei verständiger Mitarbeit der deutſchen Patrioten in der Nordmark wird der Erfolg nicht ausbleiben.“

Tageſgeschichte.

Ueber das Schwinden des deutſchen Einfluſſes in der Türkei

Läſt ſich der Konſtantinopler Korreſpondent des „Daily Telegraph“ in einem längeren Brief an ſein Blatt aus. Viel Neues und Bemerkenswertes ſteht aber nicht darin. Zunächst wird ausgeführt, daß während der letzten 15 Jahre der deutſche Einfluß dort ein ganz außerordentlich großer geweſen ſei, daß der Sultan und ſeine Regierung ſeinen Entſchlüſſen ſaßen, ohne nicht vorher den Kaiſer um ſeinen Rat zu fragen uſw. Unter dieſen Verhältniſſen und bei dem großen Eifer und der bekannten Energie der deutſchen Kaufleute, die außerdem von ihrer Regierung unterſtützt wurden, ſei es nicht weiter verwunderlich, daß alle in das Ausland gehenden Aufträge an deutſche Firmen gingen. Der Handel anderer Länder ſei aber immer mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt worden. Damit ſei es jedoch nun auf einmal anders geworden, der deutſche Einfluß ſei offenbar im Schwinden begriffen, und das mache ſich in erſter Linie dadurch bemerkbar, daß die türkiſche Regierung ſich neuerdings allen deutſchen For-

derungen widerſetzt und den üblichen paſſiven Widerſtand zur Schau trage. Trotz allen Eifers der deutſchen Botſchaft blieben Fragen, die ſchon vor einigen Monaten hätten erledigt ſein ſollen, unerledigt. Als Beweis dafür führt der Korreſpondent eine lange Beſchichte von der alten eifernden Brücke an, die Galata und Stambul verbindet, die ſchon ſeit langen Jahren reparaturbedürftig ſei und eine Gefahr für die Paſſanten bedeute. Vor ſechs Monaten ſchon habe eine deutſche Firma die Konzession für den Neubau dieſer Brücke erhalten, der Kontrakt ſei damals gezeichnet worden, und die Brücke ſollte in 20 Monaten fertig ſein, das Geld aber wollte die deutſche Bank der deutſchen Regierung vorſtellen. Trotz der Anſtrengungen von ſeiten der deutſchen Botſchaft und trotzdem die deutſche Bank ſich bereit erklärt habe, die erſte Zahlung zu machen, ohne abzuwarten, daß die Regierung die verlangte Sicherheit gebe, ſei die Arbeit aber nicht begonnen worden. Das ſei darauf zurückzuführen, daß die türkiſche Regierung gelegentlich der letzten in Frankreich aufgenommenen Anleihe verſprochen, den Auftrag für die Brücke einer franzöſiſchen Firma zu geben. Der deutſche Botſchafter hörte davon und begab ſich ſofort zu dem Sultan und verlangte die Zeichnung des Vertrages, die er auch durchſetzte, aber die Pforte habe das als eine Beleidigung aufgefaßt und tue nun alles, um die Ausführung des Vertrages zu hindern. Der Großweſier erkläre, er könne die notwendige Sicherheit für die Anleihe von 200 000 Pf. Sterling nicht finden, während er aber auf der anderen Seite 300 000 Pf. Sterling garantieren könne, die für den Bau eines Kreuzers durch die Anſaldfirma gebraucht werden.

Deutſches Reich.

Der Kaiſer hat die Heimfahrt von Bergen angetreten. Ueber ein interessantes Manöver des leſbaren Luſtſchiffes wird aus Berlin, 29. Juli, berichtet: Eine eigenartige Ueberräſchung wurde heute morgen den Berlinern zuteil. Der leſbare Ballon der Militärluftſchifferabteilung war früh 7 Uhr auf deren Plage aufgeſtiegen und fuhr nach einem Manöver über den Tegeler See in der geringen Höhe von 500 Metern nach Moabit. Von da aus wandte ſich das Schiff nach dem Königsplatz, verfolgte den Bug der Siegesallee, der Charlottenburger Chausſee und der Straße Unter den Linden bis zum Schloß, das es mehrmals umkreiſte. Dann fuhr das Luſtſchiff, bei dem die Tätigkeit des Motors von den Straßenpaſſanten genau beobachtet werden konnte, in ſüdweſlicher Richtung über das Hausmeer hinweg bis zur Leipziger Straße, wandte dort um und fuhr wieder nach den Linden. Nachdem es hier noch nach verſchiedenen Richtungen manövriert hatte, kehrte das Schiff mit einer Geſchwindigkeit von 20 Kilometer gegen den Wind nach dem Aufſtiegsplatz zurück. Ueber die Erfolge der Tätigkeit des Herrn Landrats v. Ullar über Waſſererſchließung in Südweſafrika enthalten die dortigen Zeitungen widerſprechende Nachrichten. Nach der in Swatopmund erſcheinenden Deutſch-Südweſafrikaner Zeitung war auf der Farm Krummloch, 16 km ſüdlich von Windhof, der Firma Becke u. Voigt gehörig, durch Herrn v. Ullar an drei Stellen mit der Waſſerkrute das Vorhandenſein von Waſſer angegeben worden. Die angeſtellten Bohrungen erwieſen ſich als ergebnislos, obgleich an allen drei Stellen weit über die angegebene Tiefe gebohrt wurde. Dagegen hat der Gaſtwirt Müller in Otahandja, auf deſſen Grundſtück Herr

Kriegserinnerungen aus Deutſch-Südweſafrika

von G. Th.

Fortſetzung.

Nach einem weiteren Marsche mußten auch die Proben wegen gänzlichen Verſagens der Zugtiere ſtehen bleiben. Endlich am 29. Oktober erreichte die Abteilung die Waſſerſtelle Oymbu. Mehrere waren unterwegs ſchwer erkrankt, zahlreiche andere wurden bald vom Typhus ergriffen und dahingerafft. Viele Pferde und Maultiere waren bei den großen Strapazen eingegangen. Hauptmann L. ſtarb bald darauf an Typhus. Nach den Entſcheidungskämpfen am Waterberg wurde wieder die Verfolgung aufgenommen. Das war auch ſehr notwendig, denn ſonſt wäre der Aufſtand in zehn Jahren noch nicht beendet. Selber ſtellten ſich unter der Einwirkung von Hunger, Durſt, ſchlechtem Waſſer, Hitze und kalten Nächten, und inſolge der furchtbaren Strapazen, ſowohl bei Offizieren, wie bei Mannſchaften viele Krankheiten ein, ſodaß die Feldlazarette bald überfüllt waren. Da auch die wenigen Sanitätsmannſchaften ſehr bald ſelbſt am Typhus darniederlagen, gebrach es gar ſehr an Krankenpflegern. Deshalb ging der Fuß nach freiwilligen Pflegern durch die ſchon ſehr geſchwundenen Reihen. Viele aber fürchteten ſich vor der Anſteckung, weshalb ſich nur wenige meldeten. Auch ich übernahm die Pflege eines am Typhus erkrankten Offiziers. Ich nahm von meiner Kompagnie mit wehmütigen Gedanken Abſchied und ſagte mir: „Wer weiß, ob wir uns wiederſehen“, denn eigentlich hatte ich wenig Hoffnung, meine Kameraden wieder zu treffen. Wie ſah es nun in Oymbu im Feldlazarett aus? Man dachte ſich nicht etwa eine Station darunter, ſondern ein paar ſchmutzige Waſſerlöcher, die ſich ungefähr 36 Tagesmärsche nördlich der Bahnlinie befanden. Ueber 200 Kranke lagen hier an Typhus, Ruſſ., Malaria, Eberbut, ſchweren und leichten Verwundungen darnieder. Mit welcher Sorgfalt und Gewiſſenhaftigkeit ſich die drei Ärzte, die Herren Stabsärzte Dr. Sch. und Dr. D., ſowie Aſſiſtenzarzt Dr. R. der Kranken annahmen, kann ihnen nicht genug gedankt werden. Selber wurde erſter eines Tages ſelbſt auf

Krankenlager geworfen. Tagtäglich trugen wir einige Kameraden hinaus zum Friedhof. So kam nach vielen ſchweren Tagen und Nachwachen auch das liebe Weihnachtsfeſt heran. Gerade am heiligſten Abend morgens hatte wieder ein guter Kamerad ſein Leben ausgehaucht, was mich ſehr ſchmerzlich berührte. Da nun doch der 24. Dezember war, dachten wir auch daran, unſeren Kranken eine Weihnachtsfreude zu bereiten. Der geneſene Zahmeiſterſpirant P., welcher derzeit ſieberfrei war, und meine Wenigkeit gingen auf die Suche nach einem Weihnachtsbaum. Eine Tanne fanden wir nicht, aber einen Dornenbaum; den ſchmückten wir mit dem wenigen, was uns zu Gebote ſtand. Wir machten Papierketten, verſüßerten Korke, Feilzwickelbäckdiente als Anhängel. Ein paar Lichter wurden von einigen Herren geſpendet. Abends 7 Uhr verſammelten ſich die herrlichen Weihnachtslieder: „Vom Himmel hoch“ und „Stille Nacht, heilige Nacht“ ertönten unter dem tropiſchen Weihnachtsbaum. Hierauf hielt Herr Stabsarzt Dr. D. eine zu Herzen gehende Anſprache. Daran ſchloß ſich eine kleine Chriſtbeſcherung ſeitens unſerer werigeſchäftigten Offiziere. So war doch eine feſtliche Weihnachtsſtimmung, trotz aller Schmerzen, welche noch viele auszuſehen hatten, auch in dieſe fern von der Heimat gelegene Krankenſtätte eingezogen. Wie viele werden wehmütig an die Lieben zu Hauſe gedacht haben, da gerade in dieſer Zeit wegen Mangels an Proviant die Weihnachtspakete nicht beſördert werden konnten. Sie lagen in Swatopmund aufgebahrt.

Anfangs 1906 begleitete ich Leutnant Bl. nach Otahandja. Es war eine fünfſtündige Weiſe im Ochſenwagen. Eine ſolche iſt vielleicht an anderer Stelle ſchon oft beſchrieben worden, trotzdem will ich nochmals darauf eingehen. Ein großer ſtarer Wagen wird mit 20—24 Ochſen paarweiſe beſpannt. Die Ladung beträgt immer 60—80 Zentner, dann kommen oft 6—8 Perſonen als Paſſagiere außer dem Treiberperſonal, welches 3—4 Mann ſtark aus Eingeborenen der Kapkolonie beſteht, ſodaß die Ladung ſich zuletzt auf gut 100 Zentner beläuft. Der

Treiber hat die lange Stopp (Peitſche) an einem 4—5 Meter langen Stiel in der Hand und ſchwingt ſie über die Köpfe der 20 Ochſen. Ein guter Treiber muß die Namen ſämtlicher Tiere wiſſen, und die Peitſche ſehr wenig gebrauchen, denn jeder Trecker wird in Afrika gekauft, was ſich folgendermaßen vollzieht: Das Tier wird an allen vieren geſeſſelt und zu Boden geworfen, dann bekommt es Hiebe und bei jedem Schlag wird der betreffende Name des Tieres gerufen. Stürzt der Ochſe dann die Ohren beim Ruſen ſeines Namens, ohne daß er geſchlagen wird, dann iſt er getauft und kann eingepannt werden. Fortwährend ertönt hernach auf der Fahrt das aufmunternde „treck, treck“ (zieh, zieh). England, Kapland, Leutnant, Hauptmann, Kuldu, Blum, Kaffer, Witboi uſw., ſo geht es fort die Paß entlang, einmal rechts bis an die Waſche in ein Schafalloch eindringend, ſodaß der Wagen faſt umfällt, dann wieder über Stock und Stein, Bäume umfahrend, und dies dauert wochenlang. So beſchwerlich die Reiſen auch ſind, ſo intereſſant und romantisch ſind ſie auch. Wir paſſierten fruchtbarere Täler, grüne mit 2—3 Meter hohen Gras bewachsene Flächen, hier und da mächtige Berge, dann führte uns der Weg an kleineren und größeren Weis (Seen) vorüber, wo ſich tauſende von wilden Tauben, Enten, kleine grüne Zwergpapageien aufhielten, auf welche wir dann Jagd machten, wenn wir raſtetten. Unter ſolchen und anderen Abwechslungen erreichten wir endlich unſer Ziel.

Zu unſerem Erſtaunen fanden wir „Otahandja“ ganz anders, als wir es vor Jahresfriſt verlaſſen hatten. Damals lag alles, mit Ausnahme der Poſt, in Trümmern, jetzt erhoben ſich ſchöne Hotels, Kaufſtuben, Militärkantin, eine Reihe großer Lazarette und Proviantſtelle, Truppengebäude, Anſiedlungen von Durern und rings um Otahandja waren Werften von den vielen gefangenen Deveros entſtanden. Auch mehrere Anſiedler hatten ihre in der Nähe der Station gelegenen Farmen wieder bezogen. Hier konnten wir uns wenigſtens manches zu gute tun, was wir das ganze Jahr hindurch im Felde entbehren mußten. Im Schutztruppengarten gab es Kartoffeln und